

**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur  
**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine  
**Band:** 27 (1945)  
**Heft:** 9

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.02.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer Frauenvereine  
Schweizerischen Zivilen Frauenhilfsdienstes

Verlag: Benetton & Co., Schweizer Frauenblatt, Zürich  
Inseratenannahme: August Strubel & Co., Erlenstrasse 54, Zürich 2, Telefon 27 29 75, Postfach-Nr. VIII 1243  
Administration, Druck und Expedition: Druckerei Winterthur AG, Schulhaus 22/52, Postfach-Nr. VIII b 58

## Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Inserationspreis: Die einspaltige Zeile  
mehrzellig oder auch deren Raum 16 Rp. für  
die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland /  
Weklan: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp.  
Gefirregabe 50 Rp. / Keine Verab-  
lichtung für Placierungsvorschläge der In-  
terate - Inseratenschluß Montag abend

Abonnementspreis: Für die Schweiz per  
Jahr jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30  
Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—  
Einspalt-Nummern kosten 30 Rappen, Ergänz-  
lich auch in sämtlichen Hauptstädten /  
Abonnements-Eingehungen auf Postfach-  
Numero VIII b 58 Winterthur

### So bald als möglich

### sollte die Herabsetzung der Biersteuer aufgehoben werden

#### Frauenverbände bekunden ihre Auffassung

22. Februar 1945.

An den hohen Bundesrat,  
Bern

Hochgeehrter Herr Bundespräsident,  
hochgeehrte Herren Bundesräte!

Wir gestatten uns, auf Ihren Beschluß zur  
Herabsetzung der Biersteuer zurückzukommen,  
um unserer Beunruhigung über die Maßnahme  
Ausdruck zu geben. Wie wir aus den feinerzogenen  
Fremdenreden über die Nationalratsverhandlungen  
entnehmen müssen, erfolgte sie nicht nur, um den  
Bierbrauereien wieder eine bessere Rendite zu ermög-  
lichen, sondern auch um die Bierqualität zu heben und  
damit den Bierkonsum anzukurbeln.

Den Kreisen, die sich gegen die Biersteuer einsetzten,  
ist besagtem Beschlusse von der Tagespresse mit wenig  
Ausnahmen kein Platz für die Geltendmachung ihrer  
Argumente eingeräumt worden. Wenn das Unbe-  
wogen im Volk nun auch heute aus den gleichen  
Gründen wenig in Erscheinung tritt, so müssen wir  
doch, das es totrot vorhanden ist.

Auf Veranlassung des Bundesrates wird uns Frauen  
z. B. durch Vorträge und Zeitungsartikel unsere ge-  
wöhnliche Versorgung mit Lebensmitteln und Roh-  
stoffen in düsteren Farben dargestellt und werden  
wir aufs neue aufgefordert, bis ins kleinste parlan-  
g zu wirtschaften und nichts ungenutzt zu lassen. Auf der  
anderen Seite sollen jetzt wertvolle Nahrungsmittel wie  
Getreide und Mais in noch größeren Mengen als bis-  
her zu Alkohol werden und damit für die menschliche  
Ernährung verloren gehen. Diesen Widerspruch können  
wir nicht begreifen. Am liebsten sind wir über-  
zeugt, daß das Bier, das seit dem Krieg um nicht  
ganz 20 Prozent aufgehoben hat, einen neuen Preis-  
aufschlag von 6 Rappen auf den Liter ohne weiteres  
ertrüge; sind doch die Preise für die lebensnotwen-  
digen Nahrungsmittel um rund 65 Prozent gestiegen!  
Wenn die Brauereibetriebe durch den Rückgang des  
Bierausflusses gewisse Einbußen erleiden, so haben  
sie darin gewiß nicht allein. Opfer werden von allen  
Schichten unserer Bevölkerung in täglich steigendem

Maße verlangt, am meisten doch wohl von den ar-  
beitenden Klassen und dem kleinen Mittelstand.

Uns scheint, daß neben den rein wirtschaftlichen  
Überlegungen auch die Alkoholfrage an sich nicht ge-  
nügung Berücksichtigung gefunden hat. Welche Gefahr  
die Alkoholfrage für unser Volk bedeutet, wissen wir  
Frauen, die wir in der Fürsorgearbeit immer wieder  
den Alkoholismus als eine Hauptursache menschlichen  
Elends erkennen müssen, besonders gut. Warum muß,  
nachdem Süßholzwasser und unregenerer Traubensaft als  
gesunde und herrliche Getränke in genügenden Mengen  
zur Verfügung stehen, der Bierkonsum durch künstli-  
ches Tieftreten des Preises von Staates wegen ge-  
fordert werden?

Wir möchten Sie, hochgeehrter Herr Bundespräsi-  
dent und hochgeehrte Herren Bundesräte, darum drin-  
gen bitten,

das Verprechen, das es sich bei der Herabsetzung  
der Biersteuer um eine vorübergehende Maßnahme  
handelt, sobald als möglich einzulösen.

Seite wird doch wohl in erster Linie das Interesse  
des Volkes und nicht dasjenige einer Wirtschaftsg-  
ruppe geschützt werden müssen.

Genehmigen Sie, hochgeehrter Herr Bundespräsi-  
dent und hochgeehrte Herren Bundesräte, den Ausdruck un-  
serer vollkommenen Hochachtung.

#### Zürcher Frauenzentrale:

- gleich im Namen der folgenden Frauenzentrale:
- Zürcherische Frauenzentrale
- Frauenzentrale Appenzel A. M.
- Frauenzentrale beiher Basel
- Fédération des Unions de femmes du Canton de Vaud
- Frauenzentrale Baselstad
- Bernischer Frauenbund
- Verband der Bieler Frauenvereine
- Centre de Liaison des Associations Féminines Genevoises
- Frauenzentrale Graubünden
- Centre de Liaison des Sociétés Féminines Neuchâteloises
- Frauenzentrale St. Gallen
- Frauenzentrale des Kantons Solothurn
- Bund thurg. Frauenvereine
- Frauenzentrale Winterthur

### Gegen den Abbau der Bierbelastung spricht . . .

Die Frage der Biersteuererhöhung hat die Defi-  
zitenhaftigkeit fast herbeigeführt. In einer Zeit, da die not-  
wendigen Nahrungsmittel knapper und teurer werden,  
ist es vielen Leuten unverständlich, daß das Bier be-  
vorzugt werden soll. Die Schweizerische Zentralstelle  
zur Bekämpfung des Alkoholismus in Lausanne hat  
im Auftrag der Schweizerischen Vereinigungen gegen  
den Alkoholismus sich an die nationalräthliche Voll-  
machtinstanz gewandt und ihre ablehnenden  
Standpunkte gegenüber dieser Besorgnis begründet.  
Diese Begründung hat dokumentarischen Charakter.  
Leider war sie nicht von Erfolg begleitet. Sie behält  
aber ihren Wert auch für künftige ähnliche Maßnah-  
men. Wir geben sie im folgenden wieder:

#### Vom Standpunkt der Nahrungsmittelknappheit

Nach einer Erklärung des Chefs des Nationa-  
lungsbewegens stehen für das Frühjahr neue ipir-  
bare Getreidearten der Nationen bevor; er schloß mit  
der ersten Mahnung, der Verportungslage  
gegenüber diejenige Haltung einzunehmen,  
die heute eingenommen werden muß" (N. 3. 3.).

Wenn unser Land in solcher Lage noch Nahr-  
ungsmittel einführen kann, sollen diese aus-  
schließlich Ernährungs-, nicht Genusswaren die-  
nen. Nach Erklärungen der Bierbrauer entbäre,

Braumalz Unterarten von hohem Wert. Nie-  
mand wird heute behaupten wollen, Braumalz  
— von der Brauerei nicht zu reden — lasse  
sich nicht als Nahrungsmittel verwenden!

#### Vom internationalen Standpunkt

Steuer machen überseefische Staaten große An-  
forderungen, um das hungernde Europa nach  
Einstellung der Feindbelgien mit Nahrungs-  
mitteln zu versorgen. Es wäre eine Schande für  
unser Land, gleichzeitig hungernde Länder eines  
Nahrungsmittels zu entbehren — einzug zu Ge-  
nußhuden!

#### Vom Standpunkt der Landwirtschaft

Nachdem diejenen Herbst viele Millionen Liter Gär-  
moat — auch zum finanziellen Schaden der Alko-  
holbeziehung — gebraucht werden mußten, um  
für die Notwendigkeit an Mostobst des Herbstes  
1944 Platz zu machen, wurden in einem nie  
gegebenen Ausmaß Vorarbeiten der Obstplantagen  
angestellt. — Obstplantagenzentrat ergibt ein vor-  
zügliches Arbeitsgerät. Eine Förderung des  
Bierkonsums würde diesen Bestrebungen schmerz-  
träts zutreiben!

#### Vom fiskalischen Standpunkt

Wenn dieser auch hinter die viel wichtigsten  
volksgesundheitlichen Erwägungen zurückzutreten  
darf, so kommt doch in Betracht, daß der Bund  
bei Bewehrung der Steuer auf eine nicht un-  
bedeutende Einnahme verzichten müßte, wie  
folgende — als Beispiel gedachte — Rechnung  
beweist:

Einnahmen des Bundes unter Zugrundelegung

a) des Steueranlasses vor dem 13. Dez. 1943 (6 Fr. Zollzuschlag + 12 Fr. Biersteuer)	Ertrag
Bei einem Konsum von	
800,000 hl	Fr. 14,400,000.—
1,000,000 hl	" 18,000,000.—
1,200,000 hl	" 21,600,000.—
b) des geplanten Steueranlasses (1 Fr. Zollzuschlag + 6 Fr. Biersteuer)	Ertrag
Bei einem Konsum von	
1,200,000 hl	Fr. 8,400,000.—
1,500,000 hl	" 10,500,000.—
1,800,000 hl	" 12,600,000.—

#### Vom Standpunkt der Steuermoral

Wie soll man dem selben Bürger begreiflich  
machen, daß er sein Erpartes gewissenhaft be-  
steuern müße, wenn er sieht, wie der Bund  
systematisch die Ausgaben für Gärgetränke von  
der Besteuerung ausnimmt. Wie der Gründer  
der Kaufmann volkswirtschaftlichen Schule, Pa-  
reto, einst sagte, belastet der Staat denjenigen  
Bürger, der seinen Verdienst parsum und zweck-  
mäßig verwendet, und entlastet den, der sein  
Geld zum Trinken ausgibt.

#### Vom Standpunkt des Familienchuckes

Herr Bundesrat Nobs rügt in „Helvetische Er-  
neuerung" jene Art „Familienpolitik", die sich

nicht darum kümmern, „daß die Hilfsinsti-  
tutionen nicht Schritt zu halten vermöchten mit dem  
steil ansteigenden Auftrieb der Teuerung".  
Das Realinkommen der lohnverdienenden Ar-  
beiterklasse verliert umso mehr an Kaufkraft,  
je weiter die Teuerung vorwärtsschreitet. — Ent-  
scheidend für das Familienwohl ist aber nicht  
das Brutto-Einkommen, sondern bloß derjenige  
Teil davon, der wirklich der Familie zugute  
kommt. — Daß Familienbater ihr Geld für wäg-  
lichere Waren ausgeben als für Bier, gehört zu  
den allerwirksamsten Förderungen des Fam-  
lienwohls.

#### Vom Standpunkt der Arbeiterfrage im besonderen

Die Lage vieler Arbeiterfamilien wird immer  
ungeheurer. Viele Industrielle sind angegriffen  
mangelnder Beschäftigung mit Hoffnungen oder  
mangelnder Arbeitsaufträge kaum mehr in der  
Lage, weitere Lohnaufbesserungen zu gewähren.  
Noch schlimmer ist die Lage für die Arbeiter-  
schaft, wenn die bereits da und dort gemel-  
deter Entlassung von Arbeitern sich verallgemein-  
ern sollte. Denn auch beim besten Willen wird  
bei einer Knapp ausreichenden Entlohnung durch-  
führen können. Man wird daher auch aus diesem  
Grunde eine Wöhrer der Arbeiterfrage vom Bier  
nur lebhaft begrüßen können.

Dem Hinweis auf die drohende Arbeitslosigkeit  
der Brauereiarbeiter gegenüber ist festzuhalten,  
daß die Brauerei, nach der Gewerbezählung von  
1939, bloß 2895 Arbeiter beschäftigt, zurzeit ver-  
mutlich kaum mehr als 2500. Man muß es jetzt  
als einen glücklichen Umstand betrachten, daß  
die Brauerei die menschliche Arbeitskraft schon  
früher weitgehend ausgegattet hat. Es handelt  
sich daher nur um wenige hundert Arbeiter,  
die heute von Entlohnung bedroht sein können.

#### Vom Standpunkt der Aufführung und Erziehung

Wir sind durchaus einverstanden mit einer  
vom Chef des Eidgenössischen Finanzdeparte-  
mentes stammenden Erklärung, daß der Alko-  
holismus vor allem durch Aufführung, Beloh-  
nung und Erziehung zu bekämpfen sei; man sollte  
dann auch erwarten dürfen, daß der Bund diese  
erzieherische, sittenbildende Aufgabe nicht er-  
schweret und durchkreuzt dadurch, daß er dem  
Bier eine bevorzugte Stellung einräumt durch  
die geplante Befreiung von der allgemeinen  
Teuerung.

Sehr ansehbar ist die vom Bundesrätisch  
ausgeäußerte Behauptung, es handle sich um eine  
„vorübergehende" Maßnahme. Das Eidgenössi-  
sche Finanzdepartement und die Oberzolldirek-  
tion haben schon die Abschaffung der Zollzuschläge  
bis auf einen Sechsteil mit der formellen Ver-  
zinsung entschuldigt, es handle sich um eine „vor-  
übergehende" Maßnahme. Drei Wochen später  
überlangte die Brauereiarbeiter die Abschaffung der  
Biersteuer bis auf Fr. 1.— je Hektoliter! —  
Niemand kann heute wissen, wie sich die Selbst-

### Dorotheas Blumenkörbchen

Von Gottfried Keller

Am südlichen Ufer des Pontus Euxinus, unweit der  
Mündung des Flusses Halys, lag im Wohl des hellen  
Frühlingmorgens ein römisches Landhaus. Von den  
Wälfen des Pontus her trug ein Nordostwind er-  
liche Klöße durch die Gärten, daß es den Heiden und  
den heimischen Christen so wohl zu Mutte war wie  
den zitternden Wälfen den Bäumen.

In einer Raube am Meer stand abgetrieben von  
der ibrigen Welt ein junges Paar, ein höherer junger  
Mann gegenüber dem allerzarteren Mädchen. Dieses  
hielt eine große, schöngezeichnete Schale empor, aus  
durchscheinendem rötlichen Steine gemacht, um sie von  
dem Jünglinge bewundern zu lassen, und die Morgen-  
sonne strahlte gar herrlich durch die Schale, deren roter  
Schein auf dem Gesicht des Mädchens dessen eigenes  
Eröten verlor.

Es war die Patrizierstochter Dorothea, um welche  
sich Fabricius, der Statthalter der Provinz Kappa-  
docien, beifig bewacht. Da er aber ein pedantischer  
Christenverfolger war und Dorotheas Eltern sich von  
dem neuen Weltanschauung angezogen fühlten und die-  
selbe sich selbst anzuzeigen luden, so trauten sie sich  
so gut als möglich gegen das Anbringen des mächtigen  
Inquisitionen. Nicht daß sie etwa ihre Kinder in geist-  
liche Kämpfe hineinziehen und deren Herzen als Kauf-  
schillinge des Glaubens vermerken wollten; sie waren  
zu edel und frei gefinnt. Allein sie dachten eben,

ein religiöser Menschenquater sei jederzeit auch ein  
schlechter Herzensbedröcker.

Diese Ermägung brauchte Dorothea selbst gar nicht  
anzustellen, da sie ein anderes Schuttmittel gegen die  
Bewerbung des Statthalteres befaß, nämlich die Ehe-  
gung zu dessen Geheimreiber Theophilus, der eben  
sich bei ihr stand und lestim in die rötliche Schale  
blütete.

Theophilus war ein sehr wohlgebildeter und feiner  
Mensch von hellenischer Abkunft, der sich aus mittleren  
Schichten emporgeschlungen und bei jedermann ein  
gutes Ansehen genöß. Aber von der Not seiner Zu-  
kunft her war ihm ein etwas misstrauisches und ver-  
schlossenes Wesen geblieben, und indem er sich mit dem,  
was er sich selbst verdachte, begnügte, glaubte er nicht,  
daß ihm irgend jemand aus freien Stücken be-  
sonders zugute kam. Er sah die junge Dorothea für sein  
Leben gern; aber schon der Umstand, daß der vornehmste  
Mann in Kappadocien sich um sie bewacht, hielt ihn ab,  
etwas für sich zu hoffen, und um keinen Preis hätte er  
neben diesem Herrn eine lächerliche Figur machen  
mögen.

Nichtsdestoweniger ludte Dorothea ihre Wünsche  
zu einem guten Ziele zu führen und sich vordurch  
so oft als möglich seiner Gegenwart zu versichern. Und  
da er fortwährend ruhig und gleichgültig schien, steigerte  
sie ihre Leidenschaft bis zu mißlichen kleinen Affen und  
sie ludte ihn durch die Eifersucht in Bewegung zu  
bringen, indem sie sich mit dem Statthalter Fabricius  
zu schmeicheln zu machen und freundschaft gegen denselben  
zu werden schien. Aber der arme Theophilus verstand  
dergleichen Spaß gar nicht, und wenn er ihn verstanden

hätte, so wäre er wohl zu stolz gewesen, sich eifersüchtig  
zu zeigen. Dennoch wurde er allmählich hingerissen und  
verwirrt, so daß er sich zuweilen verriet, aber sofort  
wieder zusammennahm und verschloß, und der zarten  
Dorothea blieb nichts anderes übrig, als etwas gewalt-  
sam vorzugehen und bei Gelegenheit das Neg unvor-  
lehens zuzugreifen.

Er hielt sich in Staatsgeschäften in der pontischen  
Landchaft auf, und Dorothea, dies wissend, war ihren  
Eltern aus Götter für die angebotenen Frühling-  
tage auf das Landgut gefloht. So hatte sie ihn an  
diesem Morgen auf mühelos ausgedachte und kluge  
Weise in die Raube zu bringen gewußt, halb wie aus  
Zufall, halb wie mit freundschaftlicher Wöhr, daß jedes  
ihm, das gute Geschick und die erzeigte Freundschaft,  
heiter und zutraulich stimmen sollten und es auch ta-  
ten.

Sie wollte ihm die Tase zeigen, die ihr ein wohl-  
vollender Oheim zum Namensfest aus Trapezunt  
herübergeschickt hatte. Ihr Gesicht strahlte in reiner  
Freude, den Geliebten so nah und einlam bei sich sehen  
und ihm etwas Schönes zeigen zu können, und auch  
ihm ward wirklich froh zu Mut; die Sonne ging endlich  
voll in ihm auf, so daß er nicht mehr hindern konnte,  
daß sein Mund gläubig lachte und seine Augen glänz-  
ten.

Aber die Alten haben vergessen, neben dem holden  
Eros die neidische Gattin zu nennen, welche im ent-  
scheidenden Augenblicke, wenn das Glück dicht am  
nächsten steht, den Liebenden einen Schleier über die  
Augen wirft und ihnen das Wort im Munde ver-  
dreht.

Als sie ihm die Schale vertrauensvoll in die Hände  
gab und er fragte, wer sie geliebt habe, da verleierte  
sie ein freudiger Uebermut zu der Schalkheit, daß sie  
antwortete: „Fabricius!" und sie war dabei des höchsten  
Gefüßes, daß er den Scherz nicht mißverstehen könne.  
Da sie jedoch unfähig war, ihrem froh erzeugten Scherz  
jenen Zug von Spott über den genannten Abwesenden  
beizumischen, welcher den Scherz deutlich gemacht hätte,  
so glaubte Theophilus sehr, ihre holde ehrliebe Freude  
gelte nur dem Scherz und dessen Oeben und er sei  
arg in eine Falle gegangen, indem er einen Kreis über-  
treten, der schon geschlossen und ihm fremd sei. Etumm  
und beschämt schlug er die Augen nieder, fing an zu  
gähnen und ließ das glänzende Schalkstück zu Boden  
fallen, wo es in Stücke zerbrach.

Am ersten Scherz vergaß Dorothea ihren Scherz  
gänzlich und auch ein wenig den Theophilus und hielte  
sich nur beständig nach den Scherchen, indem sie rief:  
„Wie ungeschickt!" ohne ihn anzusehen, so daß sie jene  
Veränderung in seinem Gesicht nicht bemerkte und  
keine Abnung von seinem Mißverständnis hatte.

Als sie sich wieder aufrichtete und sich schnell fassend  
zu ihm wendete, hatte sich Theophilus schon stolz zu-  
ammengerafft. Finster und gleichgültig dreinschauend,  
blinnte er sie an, bat sie beinahe läppisch um Verzeihung,  
einen vollen Eratz für das unangenehme Gefäß ver-  
breiten, grüßte und verließ den Garten.  
Erblickend und traurig sah sie seiner absichtigen Ge-  
fährdung nach, welche die weiße Toga fest an sich zog und  
den schwarzen Staubstoff nie in fern abschmeißenden  
Obanken zur Seite wegte.

Die Wellen des silbernen Meeres schlugen sanft und  
langsam gegen die Marmorsäulen des Ufers, stille war

Kosten der Brenneren in Zukunft gestal- tet werden. Es ist doch nicht unwahrscheinlich, dass die Zinssätze in der einen oder anderen Weise mit einer Sonderbelastung zugunsten des internationalen Wiederaufbaues belegt werden.

Statt von einer „vorübergehenden“ Maßnahme zu reden, spricht heute sehr vieles dafür, dass eine Weinbindung oder Abschaffung der Biersteuer eine dauernde Maßnahme bleiben wird, zum Teil, weil der gegenwärtige Bierpreis viel- leicht in Zukunft, genau wie heute, zu niedrig sein würde, um eine Steuerbelastung zu tragen, zum Teil auch, weil die Brauer sich wiederum verweigert gegen eine Wiederbestellung früherer Anträge zur Wehr setzen würden.

Ein Verzicht auf die Bierbelastung würde praktisch aber auch bedeuten den entgeltlichen Verzicht auf eine vermehrte fiskalische Heranziehung

anderer Alkoholika überhaupt. Eine solche Posi- tion würde auch nicht vorhanden in den immer- wärtigen Kreisen, die — besonders nach der Ver- doppung der unpopulären Warenumschlagsteuer und der Erhebung der Luxussteuer auf Dinge von kulturellem Wert — auch für eine umfassen- dere Besteuerung von Alkoholika, vor allem der Flaschensteuer, eintreten.

Auf welchen Standpunkt man sich stellen mag — ausgenommen denjenigen der Bierbrauer — ergibt sich als einzig richtige und dauerhafte Lösung — nicht eine Erhebung der Bierbe- lastung, die die Brauer je verlangen, sondern eine solche Heranziehung des Bierpreises, daß die- se die unerminderte Belastung, wie sie je- nerzeit vom Parlament in Form von Zollzu- schlägen und Biersteuer beschlossen wurde, wie- der trägt.

(Aus „Die Gemeindeführer“)

Die Lebensversicherung des schulenklassenen Sohnes

Der Abschluß einer Lebensversicherung für den schulenklassenen Sohn hängt vielfach von der Einstellung der Mutter ab. Darum richten sich die folgenden Ausführungen hauptsächlich an die Frauen.

Der am häufigsten gehörte Einwand der Mutter gegen eine Lebensversicherung für den schulenklassenen Sohn lautet: „Das wollen wir ihm überlassen; er kann sich später beschle- ren, wenn er die Prämien selbst verdient.“ Dieses Argument ist ganz begründet. Erstens wendet es sich gegen eine Lebensversicherung für den noch unmündigen Sohn, weil das, was heute ein Geschenk ist, später einen Zwang bedeuten könnte.

Dagegen ist zu sagen, daß jede Lebensver- sicherung, die schon drei Jahre lang besteht, beitragsfrei gemacht werden kann, indem die Versicherungssumme entsprechend der kürzeren Prämienzahlungsdauer erniedrigt wird. Von die- sem Recht werden aber wenige Mütter Gebrauch machen. Sie werden im Gegenteil die von den Eltern für die begonnene Lebensversicherung weiterführen. Ob das nun aus Pietät, geban- denem Hang am Hergebrachten oder aus kluger Einsicht geschieht; die Hauptsache ist und bleibt, daß der Sohn durch weise Fürsorge der Eltern frühzeitiger Bewußtsein für den finanziellen Auf- bau seines Lebens zusammenträgt, als es sonst der Fall wäre.

Einen beträchtlichen Vorteil der in jungen Jahren abgeschlossenen Lebensversicherung be- deuten auch die niedrigeren Prämien.

Die Eltern sollen für eine solche Lebensver- sicherung ruhig eine recht lange Dauer wählen. Dadurch kann mit relativ niedrigen Prämien eine größere Summe versichert werden. Der Ju- gend wäre meistens mehr daran gelegen, mit größeren Prämien eine auch im Lebensfall möglichst bald fällig werdende Summe zu er- halten. Es hat aber wenig Zweck, mit einer für den jugendlichen Sohn abgeschlossenen Lebensversicherung dem sehr unbedeutenden den Wunsch nach einem Motorauto zu erfüllen. Die lange Dauer mit höherer Versicherungs- summe entspricht dem Versicherungsgedanken weit besser, als die in den Vordergrund gestellte Kapitalanammlung in möglichst kurzer Zeit. Die Rechnung: Man kann sich ebenigut dreimal auf 10 Jahre als einmal auf 30 Jahre versichern, stimmt nicht. Durch den frühzeitigen Abschluß einer Lebensversicherung versichert man gewisser- maßen auch den derzeitigen guten Gesundheits- zustand. Ob dieser gute Gesundheitszustand in 10 Jahren noch ebenso gut ist und ohne weiteres

einen neuen Lebensversicherungsabschluß gewäh- reit, ist unklar. Und nach weiteren 10 Jah- ren spielt nicht nur der Gesundheitszustand, son- dern auch die durchschnittliche Lebenserwartung eine wichtige Rolle. Nach der neuesten Sterbe- tabelle der schweizerischen Bevölkerung erleben von 1000 heute 20-jährigen Männern noch 856 das 50. Altersjahr und nur 720 das 60. Altersjahr.

Der Abschluß einer Versicherung auf das Be- den des schulenklassenen Sohnes kann rechtlich auf zweierlei Weise geschehen. — Wenn die- selbe den Sinn einer Grundbestimmung für das Leben und die künftige Familie des Sohnes haben soll, ist es zweckmäßig, die Versicherung als sogenannte Eigenversicherung des Sohnes abzuschließen. In diesem Falle herrscht der Anbeter der erteilten Gewalt, das heißt in der Regel der Vater, beim Vertragsabschluß den noch unmündigen Sohn. Dieser wird jedoch selbst Versicherungsvernehmer, dem alle Rechte und Pflichten aus der Versicherung zugehen. Die Prämien, die der Vater zum Beispiel bezahlt, gelten in diesem Falle als für die Rechnung des Sohnes geleistet. Durch die Eigenver- sicherung werden die Verhältnisse von Anfang an klar und einfach geregelt. Die Eltern müssen aber wissen, daß bei der Eigenversicherung dem Sohne nach Erreichen der Minderjährigkeit rechtlich eine weiteres die volle Verfügungsbefugnis über die Versicherungssumme zugeht, auch wenn der Vater die Prämien weiterhin bezahlt.

Bei vielen Eltern wird die Frage aufkommen: Und im Kriegsfall? — Wie verhält sich da die Be-

bensversicherung? — Diese Frage haben sich unsere Behörden schon vor Beginn des Krieges gestellt, und es ist ein erfreulicher Beweis von vor- zurendem Weitblick, daß in der Schweiz be- reits im Herbst 1939 eine definitive und weit- gehende Regelung in Kraft getreten ist. Nach sorgfältiger Prüfung der durch die moderne Krieg- sverfassung bedingten Verhältnisse waren die Be- lebensversicherungsgesellschaften, in enger Zusam- menarbeit mit dem eidgenössischen Versicherungs- amt, bestrebt, eine die Interessen aller Ver- sicherten wahrnehmende Deckung der Kriegsgefahr zu schaffen. Jeder Versicherte wird dadurch gebtet, gleichgültig ob Zivillist oder Soldat, Mann oder Frau. Sollten die Mittel der Gesellschaften für die- selbe Deckung bei allfälligem Krieg im eigen- nem Lande nicht ausreichen, so würden gerech- terweise alle Versicherten — und nicht nur die kämpfenden Soldaten — zum Mittragen her- angezogen, sei es durch Bezahlung eines Son- derbeitrages, sei es durch entsprechende Kürzung der Versicherungssumme. Viel Kleines würde auch da ein Großes ergeben! — Es ist aber selbst- verständlich, daß die schweizerischen Lebensver- sicherungsgesellschaften während des gegenwärtigen Zustandes, da sich die Schweiz nicht im Kriege befindet, aber die Auswirkungen des Krie- ges trotzdem Opfer fordern können, alle Ver- sicherungssummen ohne Prämienzuschlag voll aus- zahlen.

Die hohen Ausbuchungssummen für einen stu- dierenden Sohn sollten immer in Form einer auf sein Leben abgeschlossenen Lebensversicherung zugunsten der Gesellschaft sichergestellt werden. Nach Eintritt ins Erwachsenenalter kann dann der Akademiker seine Studienkosten abzahlen und die angefangene Lebensversicherung zur Sicher- stellung seiner Frau und seines eigenen Lebens- abends weiterführen.

Es fällt einer Mutter nicht immer leicht, für den schulenklassenen Sohn eine Lebensver- sicherung abzuschließen. Aber gerade sie weiß am besten, wie wichtig eine Lebensversicherung sein kann, sei es nun, daß ihr beim Tode des Man- nes ein Versicherungskapital zugute kam oder daß sie sich ohne dessen Hilfe. — Mit einer Lebensversicherung für den schulenklassenen Sohn kann sie die Verbindungen, die sie für seine Schule und Ausbildung hatte und noch haben wird, sicherstellen. Hat der Sohn aber schon irgend einen Erwerb, so ist auch dieser gegen Schicksalsschlag gesichert, wenn mit der Lebens- versicherung eine Invaliditäts-Versicherung, die in jungen Jahren nur ganz bescheidene Prä- mien erfordert, abgeschlossen wird.

(Aus „Die Gemeindeführer“)

Aus der Tätigkeit des Zivilen Frauenhilfsdienstes Alcechino im Lager italienischer Kinder

Im September 1944 hat der Zivil Frauenhilfs- dienst Zürich seine Regruppenfrauen zur Betreuung von Flüchtlingskindern in den rasch zu wachsenden Lagern umgewandelten Schuttlarntenen aufgeben. Die Kinder blieben jeweils in diesen Lagern, bis sie, gereinigt und sanitärlich unterteilt, in die Pflegeein- richtungen abgegeben werden konnten. 1400 Zürcher Frauen haben seither — mit Unterstützung von wenigen Men- schen — in häufigem Abschlussschicht in den Lagern gearbeitet; meistens Mütter und Hausfrauen, welche sich aus ihren Pflichten für etliche Stunden am Tage lösen konnten und mit viel Freude und Verständnis diese Kinderbetreuung übernahmen. (Web.)

Das hat sich Alcechino nicht träumen lassen, daß er eines Tages Oberbefehlshaber würde über 200 italienische Kinder!

So eine kleine Holzfigur! Schweizer Schützer hatten ihn höchst wohlgelehrt zur Welt gebracht mit lustig beweglichen Gliedern und einem Kopf, der er links und rechts über die Schultern hinaus bis nach hinten über den Rücken drehen konnte. Er hatte rote, lächelnde Wangen und unerschrockene Augenlein, er erweckte plötz- liche Sympathie.

Kein Wunder, daß ihn die ewig ungezekt blei- bende Großmutter erstanden hatte, um im Wett- streit mit ihr dreizehn Entel zu erheitern...

Aber jetzt war Krieg. Und es mußten un- endlich viel mehr Menschen aufgehheitert werden als nur dreizehn...

„Gleich mit dir in die Tasche der weißen Lederhose, du kommst mit“, rief die Groß- mütter. Und los ging es in riesige Schulbusse hinein, wie sie nur die Stadt Zürich er- bauen kann, mit großem Turm und Neben- räumen mit Wasserleitungen und Säulen, und all dies verpackt von einer lebenswichtigen Wohnfamilie.

Bei all den Vorbereitungen zur Eröffnung eines Asyls für 200 kleine Inzassen und beim Holleventieren unter die freiwilligen Pfiffe wurde einmal praeludiert wohl. Wer kam ins Haus? Wie würde es gehen?

Wänte mit Gummirollen (wegen des schönen Zurniaalobens) und ausschlagbare Tische werden eingeräumt, Gartentische und Stühle und Zellerbeigen geben bald dem Nebenraum das Aussehen einer Wirtschaft, Spielzeug wird auf- getastelt, Wäsche, Kleider, Schuhe von treuen Bewahnerinnen geordnet, Soldaten tragen Stro- hjahre für die Nacht herbei, und bald hilft die männliche Schulfugend mit in wild rajeberer Jagd. (Schluß siehe Seite 4)



es sonst weit umher und Dorothea mit ihren kleinen Ästchen zu Ende. Meinend schlich sie mit den zusammengeschle- senen Scherben der Schale nach ihrem Gemach, um sie dort zu verbrennen.

Sie sah sich jetzt manche Monate nicht mehr; Theophilus kehrte unverweilt nach der Hauptstadt zurück, und als auch Dorothea im Herbst wiederkam, vermißte er sorgfältig jedes Zufammentreffen, da ihn schon die Möglichkeit, ihr zu begegnen, erfreute und aufregte, und so war die ganze Herbstzeit für einmal schön.

Es begab sich nun auf natürliche Art, daß sie Trost- suche in dem neuen Glauben ihrer Eltern, und sobald diese es vermerten, säumten sie nicht, ihr Kind darin zu bestärken und sie ganz in ihre Glaubens- und Aus- drucksweisen einzuführen.

Inzwischen hatten jene scheinbaren Freundlichkeiten Dorotheas auf den Statthalter ebenfalls ihre unglück- liche Wirkung geübt, so daß Fabricius mit verdoppelter Heftigkeit seine Bemerkung erneuerte und sich hiezu für berechtigt hielt. Umso betroffener war auch er, als Dorothea ihm kaum mehr anzufröhen vermochte und er ihr widerwärtig geworden zu sein schien, als das Hin- dult selbst. Klein er zog sich deshalb nicht zurück, wie früher feigere er seine Zudringlichkeit, indem er zu- gleich anging, wegen ihres neuen Glaubens zu anten und ihr Gemüthen zu bedrängen, Schmeicheleien mit leicht verhehlten Bedrohungen vermischt.

Dorothea jedoch beharrte sich offen und furchtlos zu ihrem Glauben und wandte sich von ihm weg, wie von einem wesenlosen Schatten, den man nicht sieht. Theophilus hörte von all diesem und wie das gute

Mädchen nicht die besten Tage hätte. Am meisten über- raschte ihn die Kunde, daß sie von dem Profan- schichters nichts wissen wollte. Obgleich er in An- sehung der Religion allwissend oder gleichgültig ge- fahrt war, nahm er doch kein Argernis an dem neuen Glauben des Mädchens und begann voll Teilnahme sich wieder mehr zu nähern, um etwas besser zu sehen und zu hören, wie es ihr ergehe. Aber wo sie stand und sich sprach, sie jetzt nichts, als in den zärtlichsten und seh- nlichsten Ausdrücken von einem himmlischen Bräu- tigen, den sie gefunden, der in unlerlicher Schönheit ihrer wartete, um sie an seine leuchtende Brust zu reihen und ihr die Rose des ewigen Lebens zu reichen.

Diese Sprache verstand er ganz und gar nicht; sie ärgerte und fränkte ihn und erfüllte sein Herz mit einer seltsam peinlichen Eifersucht gegen den unbekanntem Gott, welcher den Sinn des Unschuldigen Weibes betöre; denn er konnte die Ausdrucksweise der aufgeregten und verlassenen Dorothea auf keine andere, als auf all phy- siologische Manier verstehen und erklären. Gegen einen Weiberbildchen aber eiferfüchtig zu sein, verlegte seinen Stolz nicht mehr, sowie auch das Mittel für ein Weib- verstand, welches sich der Bereinigung mit Göttern rühmte. Und doch war es nur die fruchtlose Suche zu ihm, welche ihr jene Reben in den Mund gab, sowie er selbst den Stachel der Leidenschaft fortwährend im Herzen befiel.

So zog sich der Zustand eine kleine Weile hin, als Fabricius unterwehens denselben gemäßig anpandte. Erneuerte tairliche Befehle zur Christenverfolgung zum Bortand nehmend, sich er Dorothea mit ihren Eltern gefangen sehen, die Tochter jedoch getrennt in

einen Kerker werfen und um ihren Glauben peinlich verfolgen. Neugierig näherte er sich selbst und hörte, wie sie laut die alten Götter schmähete, sich zu Christo als dem alleinigen Herrn der Welt bekannte, dem sie als Braut anverlobt sei. Da befahl auch den Statthalter eine grimmige Eifersucht. Er beschloß ihre Vernichtung und beschloß sie zu martern und, wenn sie beharre, zu töten. Dann ging er weg. Sie wurde auf einen eiser- nen Klotz gelegt, unter welchem Kohlen in der Art entzündet waren, daß die Hitze nur langsam antiege. Aber es tat dem zarten Körper doch weh. Sie schrie gedämpft einige Male, indem ihre an den Klotz gefesselten Glieder sich bewegen und Tränen aus ihren Augen flossen. Inter- dessen hatte Theophilus, der sich von jeder Beteiligung an solchen Verfolgungen fernhalten pflegte, von der Sache gehört und war voll Unruhe und Schrecken herbeigeeilt; die eigene Sicherheit vergessend, drängte er sich durch das gellende Rufen, und es er nun Doro- thea selber seine Klagen hörte, entriß er einem Soldaten das Schwert und stand mit einem Sprunge vor ihrem Marterbette.

„Tut es weh, Dorothea?“ sagte er schmerzlich lä- chelnd, im Begriffe, ihre Bande zu durchschneiden. Aber sie antwortete, plötzlich wie von allem Schmerze ver- lassen und non größerer Wonne erfüllt. Wie sollte es wohl um Theophilus? Das sind ja die Rosen meines geliebtesten Bräutigams, auf denen ich lie! Siehe, heute ist meine Hochzeit!“

Gleich einem feinen lieblichen Scherze schmeckte es um ihre Lippen, während ihre Augen voll Seligkeit um ihn blickten. Ein überirdischer Glanz schien sie samt ihrem Lager zu verklären, eine feierliche Stille ver- breitete sich. Theophilus ließ das Schwert sinken, war

es weg und trat wiederum beschämt und betreten zurück, wie an jenem Morgen in dem Garten am Meer.

Da brannte die Glut aufs neue, Dorothea seufzte auf und verlangte nach dem Tode. Der wurde ihr denn auch gemäßigt, so daß sie auf den Richtplatz hinaus- geführt wurde, um dort aufzukopfen zu werden.

Reiches Schrittes ging sie einher, gefolgt von dem gebantenlosen und lärmenden Volk. Sie sah den Theo- philus am Wege stehen, der kein Auge von ihr wandte. Ihre Blicke begegneten sich, Dorothea fand einen Augenblick still und sagte anmutig zu ihm: „O Theo- philus, wenn du müßtest, wie ich und herrlich die Fremden in meines Garten sind, in welchen ich nach wenigen Augenblicken wandeln werde, und wie gut seine süßen Äpfel schmecken, die dort wachsen, du müßtest mit mir kommen!“

Da erwiderte Theophilus bitter lächelnd: „Welch das was, Dorothea? Gende mir einige von deinen Rosen und Kesseln, wenn du dort bist, zur Probe!“

Da nicht sie freundlich und zog ihres Weges weiter. Theophilus blinnte ihr nach, bis die von der Abend- sonne vergoldete Staubwolke, welche den Zug be- gleitete, in der Ferne verschwand und die Straße leer und stille war. Dann ging er mit verblüfftem Schritte nach seinem Hause und bestieg wankenden Schrittes dessen Treppe, von da aus man nach dem Argus- gebirge hinschauen konnte, auf dessen Berggipfel einem der Richtplatz gelegen war. Er konnte gar wohl ein dunkles Menschengewimmel dort erkennen und breitete sehnsüchtig seine Arme nach jener Gegend aus. Da glaubte er im Glanze der leuchtenden Sonne das fal- nende Blut aufblitzen zu sehen und fürzte zusammen,

Börse-Restaurants ZÜRICH BEIM PARADEPLATZ

Gepflegt in Küche und Keller



